Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 220 (1941)

Artikel: So entvölkern sich Berggegenden
Autor: W.T.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-375130

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

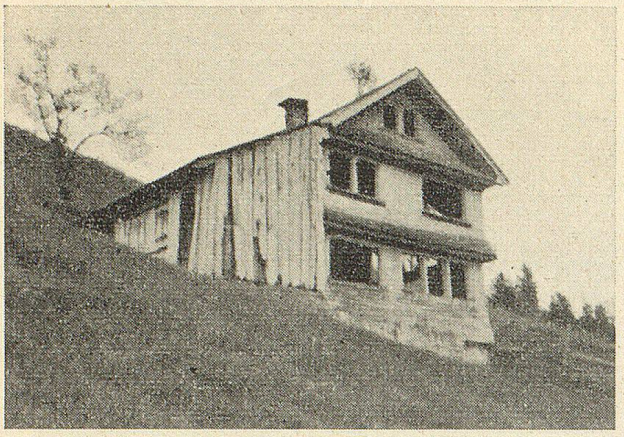

Bild Nr. 1

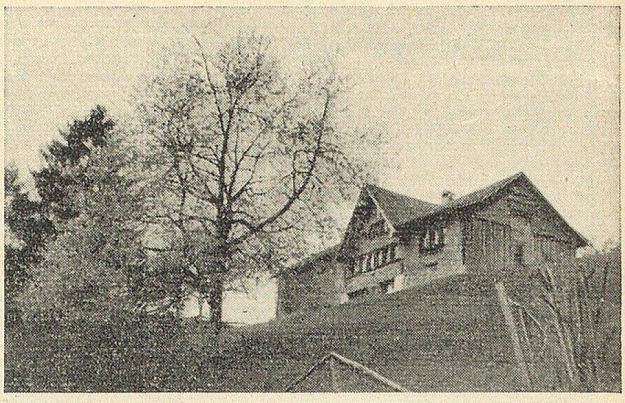

Bild Nr. 2

So entvölkern sich Berggegenden.

Nicht von irgendwelchen Berggegenden soll hier die Rede sein. Ich habe ein ganz bestimmtes Gebiet im Auge: das Toggenburg. Aber was hier vom Toggenburg gesagt wird, das könnte in gleicher Weise von Appenzell gesagt werden. Toggenburg und Appenzellerland bilden ja hinsichtlich Landschaft und Volksschlag, aber auch hinsichtlich der wirtschaftlichen Verhältnisse eine starke Einheit. Es sind immer nur Nuancen, die trennen. Hätte ich nicht schon ausgeplaudert, daß ich vom Toggenburg schreibe, so würden wohl viele die beigegebenen Bilder irgendwo im Appenzellerland suchen.

Vom Toggenburg schreibe ich. Nicht vom ganzen! Nur von einem kleinen Ausschnitt. Und zwar schreibe ich nun eben unter dem Gesichtspunkt der Entvölkerung. Es ist bekannt, daß Toggenburg und Appenzellerland Gebiete mit stärkster Entvölkerung sind. Das beweisen die Statistiken. Hier aber sollen nicht in erster Linie Zahlen geboten werden. Ich will lediglich mit dem Leser einen Gang durch meine Umgebung tun und die Tatsache der Entvölkerung an einzelnen Beispielen aufzeigen.

Das Gebiet, von dem ich rede, zählt 1500 Einwohner. Auf diese trifft es rund 15 leere Häuser. Dazu kämen noch zahlreiche nur schwach besetzte.

Vor mir liegt das Pfarrbuch der evangelischen Kirchgemeinde, die vier Fünftel der Bevölkerung des bewußten Gebietes umfaßt. Es verzeichnet zwischen 1880 und 1890 durchschnittlich 41 Taufen, zwischen 1900 und 1910 noch 40, in den letzten 10 Jahren dagegen nur noch 17. – Fanden zwischen 1880 und 1890 durchschnittlich 11 Trauungen statt, zwischen 1900 und 1910 sogar 12, so sank die Zahl in den letzten 10 Jahren auf durchschnittlich 7. – Ein ähnliches Bild ergibt das Totenregister. Zwischen 1880 und 1890 betrug der Durchschnitt der Verstorbenen 36, in den ersten 10 Jahren des neuen Jahrhunderts noch 22, in den letzten zehn Jahren noch 16!

Zahlen sprechen. Sie nennen uns zwei Gründe des Bevölkerungsrückganges in unserer Gegend: erstens einmal den Geburtenrückgang, der eine allgemeine Erscheinung ist und folglich hier nicht besonders berücksichtigt werden soll. Welch ein Schritt von jährlich 41 Taufen zwischen 1880 und 1890 zu den bloß noch 17 in den letzten 10 Jahren! Zwar gibt es auch jetzt noch kinderreiche Familien. Der kleine Weiler H. zählt in acht Familien an die 30 Kinder. Aber das sind schon Ausnahmen.

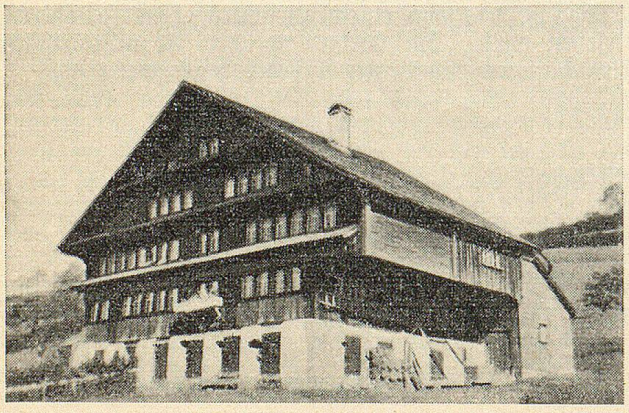

Bild Nr. 3

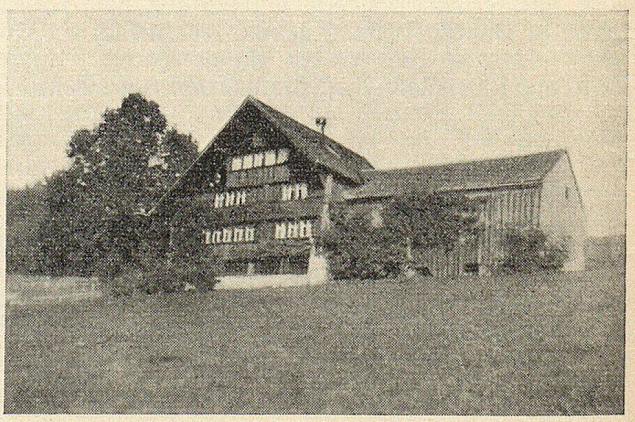

Bild Nr. 4

Der andere Grund des Bevölkerungsrückganges liegt in der starken Abwanderung. Diese aber ist nun im Unterschied zum Geburtenrückgang eine besondere Erscheinung der Berggegenden. Darum soll ausführlicher auf sie eingegangen werden. – Die Gemeinde, von der die Rede ist, liegt in Höhen von 700 bis 1000 Meter ü. M. Landwirtschaft – in fast ausschließlicher Form der Graswirtschaft – und etwas Industrie sind die wichtigsten wirtschaftlichen Faktoren unserer Gegend. Ueberall sehen wir auch heute noch an den Wohnhäusern die kleinen Anbaue, die das Sticklokal mit der Stickmaschine beherbergen. Meistens stehen diese Lokale freilich leer. Solange die Stickerei gut ging, waren auch auf kleinen Gütchen, die nur Boden für drei bis vier Kühe haben, größere Familien denkbar. Das kleine Bauerngut lieferte Milch und andere Naturalien, die Stickerei Bargeld. Als dann die Stickerei in die Krise eintrat, wurde der Verdienst zu knapp, als daß er eine ganze Familie durchhalten konnte. Neue Industrien ließen sich nicht aus dem Stein klopfen. Zur Rückkehr zum Acker- oder wenigstens zum Kartoffelbau fehlte vielen die nötige Beweglichkeit. So gab es eben nur eines: abwandern. Wie stark die Abwanderung sein konnte, zeigt folgendes:

Die Schule D. hatte vor dem ersten Weltkriege teilsweise eine Schülerzahl von 90 Kindern. Sie sank in den Jahren 1937/38 auf das Minimum von total (sämtliche Klassen!) 18 Schülern, also auf einen Fünftel des Höchstbestandes. Zugleich war in jenen Jahren in jener Ortschaft ungefähr das Maximum an leerstehenden Häusern erreicht. Seither hat die Stickerei wieder etwas angezogen. Folge: leerstehende Häuser wurden wieder besetzt; die Kinderzahl stieg durch Zuzug von Familien. Das aber wirkte sich im Wirtschaftsleben der ganzen Ortschaft aus. Schön! Aber wie lange?

Die Abwanderung hat begreiflicherweise auch eine schlimme Wirkung auf die Zusammensetzung der Bevölkerung hinsichtlich der Altersstufen. Da die Verdienstmöglichkeiten in Berggemeinden beschränkt sind, ist die heranwachsende Jugend gezwungen, sich auswärts – im Tiefland, in ausgesprocheneren Industriegegenden, in den Städten – eine Stelle zu suchen. Es ist mir ein Merkmal der Berggebiete geworden, daß junge Leute fehlen. Kaum aus der Schule, müssen sie fort. Damit

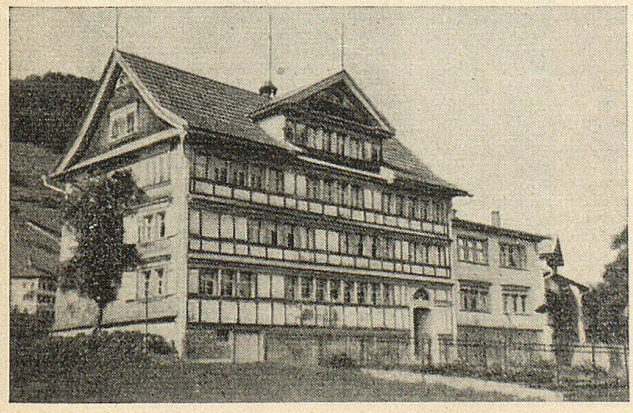

Bild Nr. 5

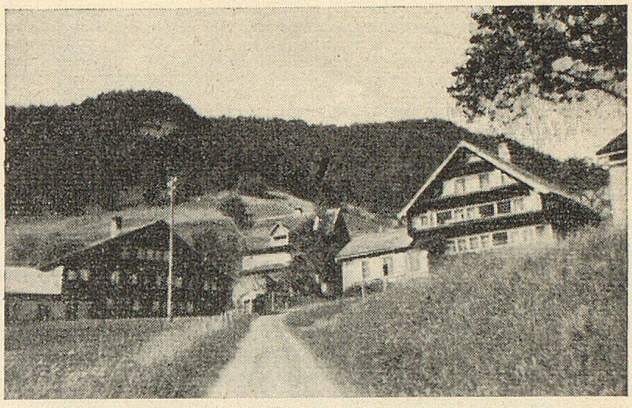

Bild Nr. 6

aber tritt eine unglückliche Ueberalterung dieser Gegenden ein. Das sind so einige allgemeine Beobachtungen. Doch wenden wir uns nun lieber den speziellen zu, die wir anhand bestimmter Objekte machen können.

Da ist jenes halbzerfallene Häuschen, das wir im Titelbild sehen. Das Haus liegt auf gut 800 Meter Höhe. Es ist nicht etwa abgelegen. In einer Viertelstunde erreicht man von dort aus leicht das Dorf mit Post, Schule, Kirche, Läden. Seit Jahren ist jenes Haus nicht mehr bewohnt. Gespenstisch wie ein Totenkopf mit weiten Augenhöhlen schaut es ins Land hinaus, als wollte es denen da unten, die ihre Arbeit so wichtig nehmen, zurufen: Gedenke des Todes! – Treten wir hinzu! Fenster fehlen. Drinnen liegen noch zerfallene Möbelstücke umher. Der kleine Anbau dient heute als Schafstall.

In einer Entfernung von wenig mehr als 100 Metern treffen wir Haus 2 – in wundervoller Lage. Von der Terrasse aus, auf der es steht, genießt man einen prächtigen Rundblick. Ein idyllisches Wiesenweglein führt hinauf zu dem malerischen „Höcklein" am Waldrande, wo die Rehe gerne äsen. Ein ideales Ferienhäuschen, wäre es noch in gutem Zustande. Das kann aber nur noch von der Scheune gesagt werden. Man kann überhaupt vielfach die Beobachtung anstellen, daß auch dort, wo die Wohnhäuser unbewohnt und auch nicht mehr bewohnbar sind, die angebauten Ställe noch gebraucht werden und folglich auch besser dran sind. Der starken Abwanderung an Menschen entspricht eben keine solche beim Vieh! – ein trauriges Paar, diese zwei leerstehenden Häuser in nächster Nähe voneinander!

Doch gehen wir einen Schritt weiter! Wir kommen in den Weiler R., dessen Häuser alle bewohnt sind. Eines davon sehen wir im Bilde (3). Wohl das älteste von allen. Das letzte, typische Toggenburgerhaus gegen das angrenzende Appenzellerland hin. Auf weißer Mauer erhebt sich das samtfarbene Holzhaus mit den zahlreichen Fenstern. Wie breit und geräumig! Platz genug für zwei große Familien. Doch heute wohnen nur noch zwei Personen drin.

Nahe an der Kantonsgrenze finden wir Haus 4. Wie fröhlich die weiß gestrichenen Fensterrahmen auf dem dunkeln Hintergrund, wie traut der „Trüeter" an Scheune und Haus, die paar Johannisbeersträucher, der

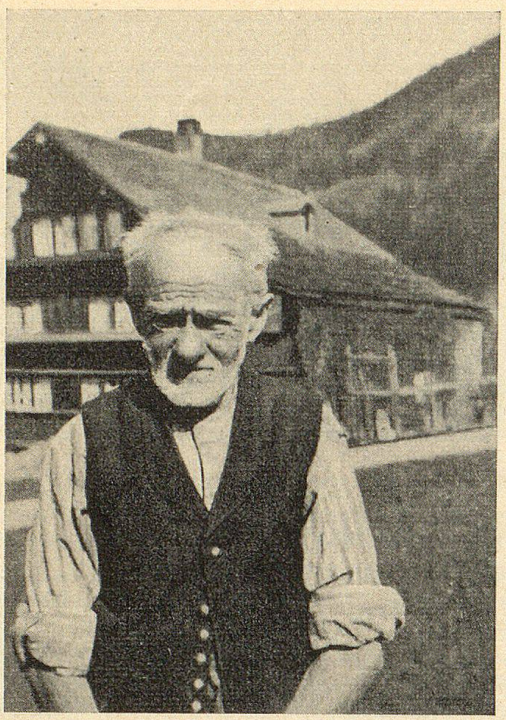

Bild Nr. 7

Wetterbaum auf der Westseite! Der Säntis schaut ins Haus, und nachts läßt sich der „Säntisstern" beobachten. Wer würde ahnen, daß dieses freundliche „Häämetli" leer stünde? Einzig die geschlossenen Kellerläden des Sticklokals könnten darauf „lupfen". Sonst nichts.

Wir wenden uns nach Norden. Vor uns liegt ein ausgesprochenes Stickerdorf. Es war davon oben schon die Rede. Bild 5 zeigt uns ein Haus dieser Ortschaft, ein stattliches, mit über 50 Fenstern allein auf der Südseite. Wer je im Hause gewesen ist, dem kann ein gewisser ländlich-feudaler Zug nicht verborgen geblieben sein. Einst war es Herrschaftshaus eines Stickereifabrikanten. Eines Tages wanderte jedoch die Familie nach einem größern Dorfe ab. Ein Verwalter führte das Filialgeschäft weiter. Seitdem aber der Verwalter, der das ehemalige Herrschaftshaus bewohnte, gestorben ist, steht das Haus (mit Ausnahme des Anbaues) leer.

An sonniger, steiler Halde klebt ein kleines Bauernhaus, umgeben von Wäldern. Auf der Bergseite kann ein Erwachsener leicht mit dem ausgestreckten Arm das Dach des Hauses erreichen, so niedrig ist es. Die zum Teil herausgefallenen Fensterscheiben sagen dem Fremden rasch: leer, und das schon lange. Mich sticht der „Gwunder", wie es drinnen aussehe. Die Türe ist offen. So dringe ich ein mit dem Photokästchen. Ganz sachte! Ich traue dem Boden nicht. Hält er? Hält er nicht? Es geht über Holzhaufen und Geräte in der ständigen Erwartung, ich störe irgend ein Tier auf, das sich das leere Haus zunutze gemacht hat. Doch, es geht ohne Zwischenfälle. In der niederen Stube steht noch der alte Ofen. Er ist ganz gemauert, weist keine Kacheln auf. Wie alt mag er sein? In einer Ecke steht noch der Tisch, an dem vielleicht Generationen gegessen haben. Die Tischplatte ist weg. Ein wacklige Stabelle leistet ihm Gesellschaft in dieser Einsamkeit. Ein Haufen Reisig liegt in der Stube. Herbststimmung mitten im Juni – der Holunderbaum an der Südseite des sonnverbrannten Hauses steht in voller Blüte! –, nicht Naturherbst; Menschenherbst, Kulturherbst!

Machen wir noch, um unsere Rundreise zu beenden, einen kleinen Abstecher zu dem kleinen Weiler E. (6). Auch hier wieder die bezeichnenden Toggenburger-Häuschen mit den typischen Anbauen für das Sticklokal. Während in den meisten Fällen die Maschine als Alteisen verkauft worden ist, steht sie hier in einem Falle noch. So etwas wie ein Leichentuch liegt über dem verstaubten Wunderwerk, das den Traum besserer Zeiten nachträumt. Was hat jetzt das alte „Mandli" (7), das hier wohnt, noch? Ein kleines Gut. Sein ganzer Verdienst besteht darin, im Sommer Heu und Emd unter Dach zu bringen und im Winter zu verkaufen. Infolge des schlechten Wetters ist letztes Jahr das letzte Emd gar nicht mehr trocken geworden, sondern unter Regen und Schnee verfault. – Früher, ja, da war es noch anders. Da wurde nebenbei noch gestickt. So war die Liegenschaft grad groß genug. Gerne erzählt der originelle Togenburger voll Lebendigkeit von der „guten alten Zeit". –

Ich breche ab. Vollständigkeit ist nicht mein Ziel. Es ging bloß um einige Beispiele. Sie ließen sich vermehren. Ich hoffe, an diesen paar Fällen gezeigt zu haben, was im Titel versprochen wurde: „So entvölkern sich Berggegenden".

Erschrocken frage ich: Wohin soll das führen? Soll sich das bergige Land immer mehr entvölkern? Soll es

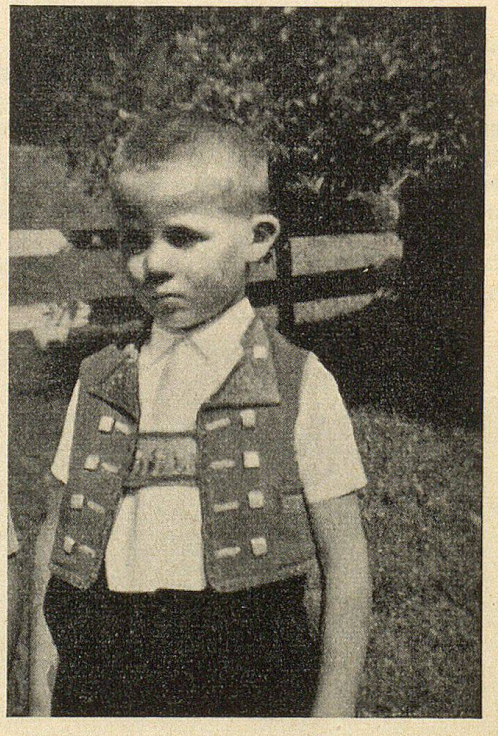

Bild Nr. 8

immer mehr auch verarmen? Und ich frage weiter: Ist es gut, wenn sich je länger je mehr das Kapital und die Menschenmasse einseitig in den Städten ansammeln und das Land, vor allem das Bergland, der Menschen und des Kapitals verlustig geht? Es tut mir immer weh, wenn ich bei ältern Leuten bei der Frage, wo die Kinder seien, zu hören bekomme: in der Stadt. Die Städte in Ehren. Das Land hat die Städte nötig. Aber die stete Abwanderung ist doch eine ernste Tatsache. Zugegeben, daß diese Entwicklung bis zu einem gewissen Grade notwendig ist, so bleibt bei der ganzen Sache eben doch ein bitterer Nachgeschmack. Die ständige Flucht vom Land in die Stadt ist eine sehr fragliche und sogar ungesunde Erscheinung.

Ich will nicht den anmaßenden Eindruck erwecken, als hätte ich ein probates Heilmittel zur Hand, wie der Entvölkerung der Berggegenden, der Abwanderung von Kapital und Menschen gewehrt werden könne. Von entscheidender Bedeutung ist sicher dies, daß das Bergland seine Industrie hat, weil die Landwirtschaft allein nicht so viele Menschen zu ernähren vermag. Die Industrie aber läßt sich nicht einfach „machen", am allerwenigsten in wohlgemeinten Artikelchen. Darum soll hier davon nicht weiter die Rede sein.

Dagegen sei es mir gestattet, den Finger auf einen Punkt zu legen, wo sich vielleicht doch etwas „machen" ließe. Ich meine das Mißverhältnis: wenig Kapital und wenig Verdienstmöglichkeiten bei großen öffentlichen Lasten. Das aber ist fast durchwegs die Situation der Berggemeinden. Die Abwanderung ist begleitet von einem Rückgang des Kapitals. Der Kapitalrückgang aber bedeutet für die Gemeinden Steuererhöhung. Denn die Lasten, die sich vorher auf viele verteilten, müssen jetzt von einer kleinen Zahl getragen werden. Hohe Steuern aber werden wiederum die Abwanderung fördern und den Zuzug von Menschen und Kapital hindern. So geht es weiter!

Es erhebt sich da meines Erachtens die Frage, ob das Gemeindeprinzip im Steuerwesen noch berechtigt sei. Ist es richtig, daß reiche Gemeinden (gleichsam als Belohnung für ihren Reichtum!) niedrige Steuern haben? Und daß kleine Gemeinden, vor allem Berggemeinden (gleichsam zur Strafe für ihre Armut!) hohe Steuern haben? Nur damit die reichen Gemeinden noch reicher, die armen aber noch ärmer werden?!

Könnte und müßte nicht eine größere Basis gefunden werden? Der Kanton St. Gallen kennt keinen Ansatz dazu in seiner Ausgleichs-Armensteuer, wonach die gut situierten Gemeinden etwas beitragen an die Armenlasten der weniger gut situierten Gemeinden. Könnte und müßte nicht dieses Ausgleichssystem auch in andern angewandt werden?

Zur Entlastung der Berggemeinden!
Zur Wiederbevölkerung der Berggemeinden!
Zum gerechten Ausgleich zwischen Stadt und Land!
Zum Nutzen aller!

Denn wenn die Berggemeinden nicht zur Tatsache des kleinern Verdienstes hinzu noch mit größern öffentlichen Lasten geschlagen wären, könnten sie sich wieder eher bevölkern. Dann hätte unsere Bergjugend (Bild 8) wieder eine Zukunft. Gebt unserer Land- und Bergjugend diese Zukunft! Soweit wir sie geben können!

W. T.

Marianneli, die Müllerstochter vom Rachentobel.

Von **E. Räß.**

Ein selten schöner Junitag wars. Droben am Eschböhl, am Fuße der wilden Kirche, lag Jörg, der junge Vogt von Rachenstein, im weichen Gras. Er blies seine Schalmeie, die an den Felsen des nahen Alpsteins ihr Echo wiedergab. Die Luft war klar, so daß man von drüben, von Sonnenhalb, das Meckern der Geißen und die Glocken der Kuhherden hörte. Von unten, aus der Rachentobelschlucht, schlug das Klappern des Mühlrades an sein Ohr.

All das interessierte den Jungen nicht so sehr wie die klangvolle Stimme der Müllerstochter, des Marianneli, deren helles Lied auf der Anhöhe deutlich vernehmbar war. Sein Denken, seine Liebe war ihr schon eine Zeit lang zugetan. An stillen Abenden verließ Jörg heimlich die Burg seines Vaters im Schwendetal und ging den Weg zum Rachentobel zur schönen Müllerstochter.

Ein armer Müller, benannt „Simon vom Tobel", saß dort mit seinem Weib und seinen sechs Kindern zu Tisch. Spärlich war das Mahl, das sie verzehrten. Alle langten in dieselbe Schüssel. Das Mühlrad stand still. Der Rachentobelbach, der so oft im Frühling bei Schneeschmelze und im Sommer bei heftigem Gewitter die alte Mühle bedrohte, rauschte gefahrlos dem Tale zu. Eben fuhr ein knarrendes Eselsfuhrwerklein der Mühle zu, mit einer kleinen Fuhre Hafer und Hirse. An steiler Halde hatte sie ein Bauer der Umgebung dem harten Boden abgerungen. Gemahlen sollten sie das tägliche Mahl für ihn und seine Familie geben. Am Spinnrad saß Marianneli, die einzige Tochter der Müllersleute, ein bildhübsches Ding mit goldenem Blondhaar und rehbraunen Augen. Sie drehte das Rädchen, daß es eine Freude war, ihr zuzusehen und sang ein melancholisch Liedchen dazu. Die Fensterläden des alten Hauses waren aufgezogen, eine Scheiterbeige lag davor. So hatte Jörg es leicht, das junge Mädchen still zu betrachten, ehe er es wagen durfte, es einmal anzusprechen. Er möchte so gerne hinein zu Marianneli und ihm sagen, wie sehr sie ihm am Herzen liege.

Wie sollt er es anfangen mit ihr zu reden?

Sollte er, um zum Mädchen zu gelangen, Freundschaft mit ihren Brüdern anknüpfen? Jörg tat es und es gelang ihm.

An geschützter Lage, links der alten Mühle stand vor einem kleinen Buchenwald eine gebrauchte Schützenscheibe. Das versprach dem jugendlichen Liebhaber ein Anknüpfungspunkt zu werden. Am darauffolgenden Sonntag zog es Jörg zu den Jungschützen ins Rachentobel. Wehe, wenn es sein jähzorniger Vater erfuhr. Ehe er im Befang der Mühle war, klang lebhaftes Tun der Jungen an sein Ohr. Es zog ihn mächtig hin, wo